

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 1. November 1823.

131

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. halbj. und 60 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Vorschule zu einer Grammatik der Liebe.

Erzählung von D. Ernst Wohl.

I.

Nebenwort.

Der wackere Schulmeister saß über den Büchern, Frau Marthe, seine Schwester, am Spinnrade, sein schlankes, rothwangiges Suschen war eben eingetreten; es hatte die häuslichen Geschäfte beendet, putzte still des Vaters Licht, rückte sich den Stuhl daneben zurecht, und langte, im Begriffe sich zu setzen, nach dem Strickzeuge. Das Männchen sah freundlich auf, dann schmolzen die lächelnden Falten in wichtige über, er legte den Kleinen Adelong aus den Händen, und rieb diese ernst und bedächtig. Ein blödes Kind hätte es ihm aus dem Gesichte gelesen, daß nun alsbald etwas kommen sollte: die helläugige Jungfrau schien schon aus den ersten Zügen zum Anfangsbuchstaben Wort und Sinn errathen zu haben. „Guten Abend, Väterchen!“ sagte sie ziemlich unbefangen, blieb im Gleichgewichte, und wandte sich mit dem erschaksten Strumpfe nach der Thüre. Die Base schob schnell einen Riegel vor, durch die Frage, wohin sie noch in später Dämmerung wolle? „Nur auf die Bank am Thore. Der Mond geht so klar an der Klause herauf, und der fremde Herr bläst die Flöte drüben an des Stellmachers Laube.“ „Bläst er? Sieh nur! Laß ihn blasen! Was er bläst, das bläst er in Wind. Bleibe du fein hier; es ist zu kühl und feucht da am Bache.“ Suschen setzte sich mit einem halben Seufzerchen, und sah nun, geduldig erwartend, dem Vater auf die Lippen. „Mit unserem Sprachstudium geht es langsam vorwärts, Suse,“ hob dieser an; „du nimmst dir zu wenig Zeit dazu, und zeigst zu wenig Eifer, zu wenig Sporn für eines Schulhalters Tochter. Ich muß stets wiederholen, was schon gelehrt wurde, um nur zu erfahren, ob du es indessen nicht schon wieder verwirthschaftet hast. Sage mir also, meine Suse, was ist das Nebenwort?“ Er faßte die verstummende Examinande am immer höher sich fä-

benden Kinn, und fuhr mit sanfter Geduld fort: „Besinne dich nur, mein Kind; nenne mir mittlerweile einige Nebenwörter, welche dir eben beyfallen, darüber muß dir auch die Definition wieder in das Köpfschen zurück.“ „Es wollen wir nicht gleich welche beyfallen, lieber Vater: aber ich will —“ sie schwieg und sann, die Stirne gesenkt, zwey Finger an den frischen Lippen, das Auge fest auf das offne Fenster geheftet, daran eben der erste Mondenstrahl spielte und in seinem Lichte ein freundliches Gesicht austauchte, sammt einer Hand, die einen Strauß hübscher Blumen in den Krug steckte. Die Base hatte das schnurrende Rad stehen lassen; alles schwieg. — „Ich denke dein,“ schallte da die besprochene Flöte über den Bach, herein unter die stumme Drey, und brach dann in leidliche Variationen über dieß Thema aus. Frau Marthe sprang hastig auf: „Ich will dir einige Nebenwörter sagen, Mädchen, wenn dir keine beyfallen. Sieh, liebstes bestes Tausendkind, künstlich und gelehrt und gereisfet und vornehm und schön — wenn man's anders so nennen kann — und galant und zubringlich und reich, und weit her und was dergleichen, das sind lauter Nebenwörter im Leben, damit ist's aber eben nicht gethan, denn —“ „Ach ja wohl,“ versetzte Susanne, die zu jedem beyfällig genickt hatte, und reichte der Eifernden beyde Hände hin, „das meine ich auch, liebe, liebe Base.“ „Meinst du das? stehst du's ein? Nun so freue ich mich von ganzer Seele.“ Der Schulmeister schlug schmunzelnd in die Hände: „Siehst du, Susse? Und nun noch einige Umstandswörter.“ „Ey je, das gerade ist es. Einige, Bruder? Hunderte! daran sind sie reich. Ja, ja, nein, nein, sey deine Rede! Wie und wann sage gerade heraus, ohne Umstände! Da heißt es aber: Einß, und hoffentlich und wenn dieß und wenn jenes. Nichts da! Heute lieber als morgen, wenn's ehrlich gemeint ist! Geh mir mit solchen Hinterhälttern!“ „Bravo, Marthe! Hätte ich doch nicht geglaubt, daß meine Frau Schwester, die so gar nichts von Grammatik hören will, siehe da, plötzlich an ein Duzend der besten Nebenwörter nur so mir nichts dir nichts von sich geben könne! Und kleidet sie, wie ein neuer praktischer Sprachlehrer, gleich in ein kurzes Gewändchen. Aber sage mir doch, du grammatikalisches Wunderkind, warum du bey „schön“ eine Anmerkung anbrachtest?“ „Bey schön? Weil's dabey sehr auf den Geschmack ankommt, lieber Bastian. Mir wenigstens würde der gepreßte Mund und der lauernde Blick, das Verschlossene und Aushorchende, möchte ich sagen, in des Herrn Botanikers Mienen nicht gefallen. Und überdem ist und bleibt Schönheit immer ein Nebenwort.“ „Schönheit nicht, Schwester; Schönheit ist ein Hauptwort.“ „Mein Himmel, wie kann ein alter besonnener Mann nur so vor einem siebzehnjährigen Mädchen sprechen! Das Hauptwort ist: Frömmigkeit, Redlichkeit, Fleiß; fürchte Gott, und thue recht! das ist das Hauptwort; sage wer du bist! schleiche nicht herum, wie einer, der etwas Übles vorhat! Ehrlicher Leute Kind, gesund und rüstig, ein Handwerk, das den Mann nährt, und die Frau dazu, ein gutes Gewissen, das vor der rechten Schmiede anklopft. Aber da steht der Schmied und weiß von nichts und läßt mich allein sorgen und wachen. Aber so seyd ihr Männer, wenn ihr gelehrt thut. Da ist Grammatik die Hauptsache, und Haus und Hof und Weib und Kind die Nebensache. Aber erzürne dich nur nicht, mein guter Bastian, und arbeite du über deinen Büchern nur getrost weiter; ich habe dein Suschen von deiner Seligen übernommen, und will immer

Mutterstelle an ihr vertreten, und nur zulassen, was ihr gut ist. Aber die Schönheit mußt du mir nicht zu einem Hauptworte machen wollen, das thut bey jungen Mädchen kein gut, die sehen ohnehin zu gerne auf das Lärwchen, und auf den Staat, worin einer kömmt. Schönheit, Guse, ist nur eine Nebensache, und die Hauptsachen habe ich schon genannt.“ „Nebensache! Hauptsache! Von Sachen ist ja hier gar nicht die Rede, Marthe, von Hauptsachen am allerwenigsten.“ „Ja leider! Aber warum soll gerade von Hauptsachen nicht die Rede seyn? Das klage ich ja eben, Bruder. Nicht wahr, Suschen, du bist mein gutes Kind, und wirst mir folgen?“ Sie drückte das Mädchen an sich, das mit klopfendem Herzen, bald freudig, bald zugend, ihrer raschen Rede gehorcht, und nun ein Paar Thränen im Auge hatte. „Komm du mit mir hinaus auf die Bank, Kind; ich glaube gar, du —“ Mehr war nicht zu vernehmen, denn die Beyden waren schon vor der Thüre, und: „So geht zum Geyer!“ rief das sehr erbitterte gute Männchen in der Stube, „wenn ihr alles besser zu wissen glaubt, und wißt nichts! Da soll Schönheit kein Hauptwort seyn, aber den Schwall von ganzen Redensarten hätte sie mir gerne dafür ausgegeben; und am Ende verwechselt sie gar das Wort mit der Sache! Und jeden Period fängt sie heute mit Aber an! Nein, das ist schwer auszuhalten, mit der lieben Marthe. Vergaß ich doch über dem Ärger ganz, Acht zu geben, was sie denn eigentlich meinte und wollte mit ihrem Eisern. Aber so macht sie mir's jederzeit.“

II.

V o r w o r t.

Es hatte nämlich Herr Sebastian Schnock erst vor Kurzem sein Amt als Schulmeister zu Klausenbach angetreten, und war noch voll des frischen Eifers, den jemand für ein Fach hat, darin er sich erst nach und nach selbst mit Stolz und Mühe einarbeiten muß. Das schlichte Männchen, in seiner Jugend ein treuer Diener des gräflichen Hauses Wiborg, war lange Jahre auf dem kleinen, halbverfallenen Jagdschlosse zu Ebern gesessen, und hatte dort als Hausverwalter, und zugleich einziger Bewohner, abgeschieden von der Welt, mit seiner Familie sein ruhiges, hausbacknes Stückchen Brot gehabt: als die Kriegesfackel, die so lange Zeit im Lande gelodert hatte, endlich auch in dies Winkelschen hineinsuchtete, und darüber das Schloß sammt dem Amtchen Sebastians in Rauch aufging. Er war Witwer. Seine Schwester, eines ehrlichen Krämers Witwe, hatte bey ihm gewohnt; mit ihr und seinem einzigen Kinde, der eben aufblühenden Susanne, an der Hand, verließ er die Brandstätte, und suchte seinen jungen Gutsherrn, den Neffen des alten Grafen, in der Hauptstadt auf. Aber dieser war ferne. Im Kriegsdienste seines Vaterlandes stand er dem Feinde gegenüber, welcher dessen größere Hälfte überschwemmt hatte, und auf des Grafen Gütern zur Vergeltung übel haufete. Doch auch jetzt wurde des armen Bastian nicht vergessen; er ward durch den Agenten des Grafen nach seinem Dorfe Klausenbach gewiesen, wo er das kleine Regiment übernahm, dessen Führung ihm anfangs sauer genug fiel, bis ihm Werth und Wichtigkeit seines Standes so recht offenbar wurden; dann übergüldete sich ihm auch bald unter den Händen das Haselstöckchen zum Commandostab und Zeypter, und es grünte ihm wie Lobeer an dem gewissen Birkenreis, das er,

gutherzig, wie er war, mehr zu Schreck als Strafe, am Schulfenster stecken hatte. Er bekam Bücher vom Pfarrer geliehen, und lernte wacker wieder ein, was er lehren sollte und schon zum Theil vergessen hatte, und darüber kam ihm Lust, ein Übriges darin für sich und sein Haus zu thun. Das gab nun keiner Seele Anlaß zu Klagen, als seinem flinken Töchterchen. Suschen war bald hier eingewöhnt. Das Dorf lag wunderhübsch in dem tiefen, engen Thale, Hütte für Hütte von ihrem Gartenstück umgeben, und zumeist einzeln hingebaut, wo der Raum es eben erlaubte, die Schwelle schier vom Bache geneigt, die Dächer schier an den Fels gedrängt; und hoch oben saß gewaltig ernst die graue Tausniz, ein festes Schloß, worin jetzt der Feind starke Besatzung liegen hatte, und von dessen Wällen die Feuerschlünde in den Paß hinabschauten, eine der Hauptstraßen durch die Bergkette beherrschend. Diese Nachbarschaft abgerechnet, woher es manchmal unangenehmen Besuch gab, war Suschen sammt der Base ganz wohl zufrieden. Sie hatten sich von dem mitgebrachten Sparpfennige ziemlich und nett eingerichtet; ging's übel, so sprachen sie achselzuckend: „Kriegszeiten, schwere Zeiten!“ ging's gut, so sangen sie geistliche und weltliche Lieder zweystimmig in's stille Thal hinaus; und hätte der Vater sich nicht in seinen Kopf gesetzt, Suschen müsse jetzt, als eines Schulregenten Tochter, allerwenigstens die Grammatik in dem ihrigen haben, um ihm dereinst keine Schande zu machen, wenn sie etwa weggeholt würde, unter Leute, die das verstanden: so hätte sie gar keine Noth und Sorge gekannt. Aber das ließ sich der gute Mann nicht nehmen, so schwer es auch hielt; denn, obgleich sein Mädchen übrigens ein offnes Köpfchen hatte, wollte doch von all dem Wortschwallen nichts hinein; es war, als löste sich's an ihrem Feuer gleich in Dunst und wischte so davon, verrauchet war's, ehe man die Hand umkehrt. Seit Kurzem aber schien dieß Übel ärger als je zuvor, und es wäre auch kein Wunder gewesen, indem —

Aber eben fällt mir zum Glücke bey, daß ich eigentlich die Anfangsgründe und Einleitung und Elementarien, kurz eine Vorschule zu einer Grammatik der Liebe zu schreiben habe, und daß da oben zu Anfange des Capitels mit deutlichen Buchstaben zu lesen steht: Vorwort. Darüber läßt sich aber wenig sagen, denn es ließe sich gar zu viel sagen. Das Vorwort soll in der gemeinen Grammatik die Beziehungen zweyer Hauptwörter gegen einander anzeigen. In der fraglichen, bewußten Liebes-Grammatik aber ist von Beziehungen der beyden Hauptpersonen auf einander die Rede, und was gäbe es da nicht für Worte in der lieben, deutschen Muttersprache aufzuzählen, die dergleichen ausdrücken? Beym Himmel, ich erschrecke ordentlich, wenn ich mir's überlege; das ganze Wörterbuch ist voll davon, beste Leserinnen; besagtes Paar von Hauptpersonen lebt ja so ganz nur in und mit und für einander, daß gar keines für sich allein von irgend etwas kann berührt werden. Ja nicht der gesammte Sprachschatz allein wimmelt also von Beziehungswörtern, wie ein junger Bienenstock, der eigentlich aus gar nichts besteht, als aus Bienen, die alle an einander hängen, und über einander hinlaufen, bloß um die Zelle zu bilden, und den Thron und die Burg für die Königin — welches die Liebe ist; — nicht die Wortsprache allein, wiederhole ich: sondern die sämmtliche Mienen- und Geberdensprache ebenfalls, von der Stirne an bis zur Behenspitze. Wem dieß aber zu weit ausgegriffen und übertrieben scheint, den

muß ich nur fragen — denn der demosthenischen Beredsamkeit des Auges, und der isokratischen des Gesichtes, und der ciceronischen der Hände, und was dergleichen mehr, will ich, als offenkundig, gar nicht erwähnen — ob, frage ich, der leiseste Druck der äußersten Spitze des kleinsten Füsschens nicht vollkommen taugt, eine solche Beziehung auszudrücken? Wie? — Es bleibt daher auch nichts zu thun in dieser Sache, als sie auf sich beruhen zu lassen, sie würde uns sichtlich allzuweit führen, und ich kann bloß daraus Veranlassung nehmen, einem kritischen Leser zu zeigen, wie himmelweit die beyden Grammatiken von einander verschieden sind, daß die unsere ganz andere Regeln besitze, und daß er darum höchst Unrecht gethan habe, es mir in Gedanken schon übel zu deuten, wenn ich einen völlig abweichenden Lehrplan einschlage, und z. B. mit dem Nebenworte angefangen habe, und so eben das Vorwort abgehandelt, von dem ich wieder eigentlich nichts sage, als daß es nicht abzuhandeln sey. Überhaupt bin ich jetzt einmal im Zuge, und kühn genug, zu erklären, wie ich gar nicht gesonnen sey, auch nur irgend einen andern Redetheil abzuhandeln: sondern die Handlung, die ich zu erzählen angefangen, mag das Ihrige selber thun, und ich denke so Meidigern, so wenig Regeln er gibt, doch noch zu überbieten, indem ich gar keine gebe, und keine Ausnahmen dazu, sondern gleich das pure Exempel. Ja ich bin sogar Willens, das Vorwort, worin ich offenbar die allergrößte Freyheit habe, noch ein Stückchen fortzusetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zweysylbige Charade.

Erste Sylbe.

Glühend in der Morgensonne
Leucht' ich von der Berge Höhn,
Wenn mit kriegerischer Wonne
Wild zur Schlacht die Heere gehn!

Zweyte Sylbe.

Aber meine traute Stille
Virgt manch' süßes Liebesglück,
Und aus meiner grünen Hülle
Schallt der Vögel Lied zurück.

Das Ganze.

Muthig von der Ersten ragen
Siehst du mich in stolzem Glanz,
Von der Lüfte Spiel getragen
Schwing ich mich im raschen Tanz.

J. G. Puffp.

Pesth, am 12. October 1823.

Wir haben unsern schönen Sommer im Genusse reichlicher und trefflicher Naturspenden beschlossen, und den Herbst nicht ohne zuversichtliche Hoffnung zu gleichem Segen begonnen. Augenscheinliche Beweise hiervon haben geliefert und liefern noch, die vor Kurzem mit hundert und über hundert Melonenwägen überfahrenen Wochenmärkte und der lebhafteste Verkehr der Fratschsterinnen, welcher selbst der Armuth in den Schwähen Pomona's zu schmelzen erlaubt, — und auch die Wiener Gäste unserer verwichenen Augustmesse werden sich mit Vergnügen der Tafelobstfreuden erinnern. Danachst werden Ihnen auch diese Herren — in so fern der Kaufmannsgeist eine aufrichtige Beichte zuläßt — zugestehen, daß die diesmalige Ernte auf den Feldern der Industrie und Speculation mitunter nicht ganz schlecht ausgefallen; desgleichen werden die *Fourneaux'sche* Bereiter-Truppe und der billige Rundmaler *Dambek*, welche über Monate lang hier ihr lautes und resp. silles Wesen zum Vergnügen des Publicums getrieben, bezeugen, daß die Menge hier noch Geld, Lust und Zeit habe, sich lange Zeit und auf einerley Weise durch mittelmäßige Leistungen amüsiren zu lassen. „Aber“ — fragen Sie, durch meinen vorigen Brief in Sorgen gesetzt, — „wie steht es mit dem einzigen heiligen Acker der Kunst, welchen die scenischen Musen in den Centralstädten Ungerns öffentlich cultiviren, mit *Thalia's* Pracht- und Hauptwirthschaft in Pesth und ihrer Meierey in Ofen? Haben denn die so leicht eingesehten Arentatoren keine Hoffnung ihren Pacht ohne weitere Zubuße aushalten zu können? Müssen sie denn allen Bestellungsaufwand an Geld, Zeit und Mühe in die Schanze schlagen? Haben sie denn gar keine Aussicht, von ihren Nachfolgern in der Arente wenigstens ein leidliches Pauschale auf Inventarium und Superinventarium heraus zu bekommen? Was denkt, sagt, thut die Grundherrschaft, was das Publicum dazu?“ Bester! Sie fragen mich zu viel auf einmal, doch werde ich Ihnen über alles Bescheid, und zwar hier und da in erwünschterem Maße geben, als zu verhoffen war, und werde mit Ihrer Erlaubniß in meiner Beantwortung die ökonomische Metapher so lange als thunlich halten. Daß bey allem guten Willen, bey den beträchtlichen (nämlich pecuniären) Kräften der Arentatoren und ihres Verwaltungs-Ausschusses, die Ökonomie beyder heiligen Musenprädiien nie und nirgends zu einer Musterwirthschaft gediehen, hat Hergang und Erfolg bis jetzt bewiesen, daß vielmehr das ganze Pachtgeschäft in die, für alle Interessenten weder erfreuliche noch rühmliche Gefahr gerathen, sich vor der Zeit und fridarisch zu endigen, ist landbekannte Thatsache, und eben so wahr ist, daß solcher Übelstand nicht durch *Calamitäten* herbengeführt worden. Wirthschaftsverständige wollen behaupten, daß weder in der Witterung, noch im Boden, noch im freylich allenthalben eingetretenen Fallen der Productenpreise der hauptsächlich Grund des Übels liege, sondern schieben die meiste Schuld auf das gesammte Wirthschaftspersonale und auf die fehlerhafte innere und äußere Manipulation. „Man versteht,“ sagen sie, „die rechte Wechselwirthschaft nicht, man drischt zu viel leeres Stroh, man verkauft Spreu für Körner, man feuert dem Brand im Weizen, der Drespe im Roggen nicht, und verdirbt sich durch das alles den Credit auf dem Markte; man klagt über schlechtes Gesinde (was freylich überall geschieht), aber man zahlt ihm dennoch zu viel Liedlohn, und läßt ihm zu viel Willen, anstatt es fortzuschicken und in gehöriger Chorde zu halten,“ kurz diese Metapher führt zu Klage und Spottphrasen ohne Ende, worauf die Betheiligten nichts erwiedern können, als — daß diese tadelnden Stuben-Ökonomen es selbst versuchen und besser machen möchten. — Ich lasse dieß alles, wie auch die ökonomische Metapher (sie könnte mich sonst auf die injuriöse Idee einer dramatischen *Wehrli-Anstalt* führen) links liegen und berichte Ihnen, daß sich inzwischen die Sachen besser gemacht haben, als man dachte, und daß eben jetzt, wo man die Theater sperren zu müssen befürchtete, man doch wieder Muth und Hoffnung gefaßt hat, bis Ostern 1824 fortzuwirthschaften. „Woher,“ fragen Sie, „ist dieser Trost gekommen?“ und ich antworte Ihnen: „Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten!“ — Hören Sie! —

Die Geschichte erzählt, daß vor alten Zeiten die Republik Basel von dem ihr durch Verschwörung drohenden Untergange dadurch gerettet worden, daß die Stadtuhr zu früh Einſchlug, und die nun muths- und ordnungslos gemachten Verschwornen ihr Vorhaben unterließen, weshalb denn seitdem die Baseler immer um eine Stunde früher Mittag haben, bis auf diese Stunde. Also ist auch unser Theaterwesen vor der Hand in der Crise gerettet worden, durch das berühmte Stück: „Ein Uhr“, und wer möchte nicht geneigt seyn, die sämtliche Actien-Gesellschaft für ein stummes und schuldloses Opfer der gegen sie verschwornen Umstände zu halten? wer wird es nicht der Theateruhr zur Pflicht machen, von nun an bis Ostern 1824 statt auf 12 auf 1 zu zeiern? Doch — Scherz bey Seite! — so viel ist wahr, daß dieses curiose Stück ein Cassastück sonder gleichen geworden, und obgleich bereits fünfzehnmahl aufgeführt, immer noch ein volles Haus gemacht, dadurch aber bis jezt einen reinen Gewinn von mehr als 20,000 fl. W. W. erwirkt hat. Erlassen Sie mir jede kritische Expectoration über dieses Mirakelstück! — denn wenn ich auch den Decorationen volle, der Musik halbe Gerechtigkeit widerfahren lasse, so muß ich es doch für ein schlechtes Zeichen der Zeit, und für einen nicht zu beseitigenden Zweifelsgrund gegen den guten Geschmack des hiesigen Theaterpublicums erklären, daß letzterem dieser zusammengewürfelte, alle bessern Gefühle beleidigende Unsinn so ausnehmend behagt; — und muß wahrlich jeden guten Künstler bedauern, welcher durch seine Leistungen zur Würzung dieses unter und außer alle Kritik gestellten dramatischen Ragouts beyzutragen genöthigt ist. Wo soll diese Geschmacksverderbnis unserer Zeit noch hinführen! — mich führt sie zurück in obige ökonomische Metapher; — denn ich meine — Thalia's Pächter haben, ohne es zu wissen oder zu wollen, mit Anbau eines beliebten Futterkrauts einen Schlag gemacht! — *Transeat cum caeteris!* —

Es bleibt mir nun weiter zu berichten, daß der segensvolle Einfluß dieses vorgeschrittenen Uhrzeigers auf die Casse die Direction vor der Hand in den Stand gesetzt hat, weiter zu operiren, und mit Zustimmung der ganzen Schauspielergesellschaft den bereits eingeklemmten Theatrisckarren weiter zu schieben. Man hat nämlich inzwischen das Theaterpersonale omnium gentium vermocht, sich für den etwa eintretenden finanziellen Nothfall einen Abzug von zwanzig Procent provisorisch gefallen zu lassen, und wiewohl der desfallsige erste und übel angestellte Versuch eine mißbeliebige und unziemliche Säuerung des ganzen Bühnenvölkchens veranlaßte, so gelang es doch durch weisere und ernstere Manipulation die Malcontenten über ihre Pflichten und Rechte zu verständigen, und auf den rechten Standpunct der Ergebung und Subordination zurückzuführen, so daß also auf gut Glück und Hoffnung die Opferfeste der Thalia bis Ostern 1824 ununterbrochen fort dauern werden. —

Inzwischen sind zwey öffentliche Licitationen beyder Theaterrenden im vorigen Monate abgehalten worden, und haben verschiedene und eigene Resultate ergeben. In der ersten erschien niemand, der zu beyden Bühnen oder zur Pesther allein Lust bezeigt hätte, doch fand sich der hiesige Schauspieler Herr Philipp Böllner ein, um auf das Ofner Theater unter allerhand Vor- und Zuschußbedingungen zu bieten, worüber in's Klare zu kommen, wenig Hoffnung seyn mag, weil im Fall einer Trennung, dort die Anschaffung neuer Decorationen und neuer Garderobe, mithin größere Aufopferung erforderlich ist, als man, den zeitherigen Erfahrungen zu Folge, dem Ofner Publicum zutrauen mag.

(Der Schluß folgt.)

Mailand, den 15. October 1823.

Im Innhafte der Biblioteca italiana hat sich auch eine weibliche Stimme gegen den Mailänder Zeitungschreiber zum Schutze Rossini's vernehmen lassen. Der Zeitungschreiber machte nämlich, als von der verstümmelten Aufführung seiner Zoraide in der Scala die Rede war, verschiedene Bemerkungen, die dahin zielen, „als wäre es doch nicht so ganz ausgemacht, daß Rossini jene Gattung Musik erfunden habe, die allenthalben ungeachtet der Verschiedenheit des Klima, der Gewohnheiten, der Zeit,

des Geschmacks, der Mode gefalle, daß daher dessen Musik eben nicht der reine Ausdruck der Natur seyn müsse." Wie aber Damen nicht immer Gründe zur Verfechtung ihrer Thesen daran zu setzen haben, so auch unsere Signora, die, ohne zum schweren Geschütze ihre Zuflucht zu nehmen, mit der Behauptung den Sieg erkämpft zu haben meint, daß Rossini gar keinen Anwalt brauche, indem er gleich Herkules die Hydra allein erdrücke (R. quel Ercole si regge da se ed abbatte da solo l'idra che incontra). Doch greift diese Rossinante unsern Zeitungschreiber weiter über die Behauptung an, daß er den an Genie, Geist und Gedanken weit ärmern Morlacchi als Prototyp proclamiert, und sagt, daß der — Rossini so oft vorgeworfene Fehler: die wenige Übereinstimmung zwischen Wort und Tönen, seit Erfindung der Musik eine der Hauptcalamitäten bey musikalischen Compositionen gewesen sey. Sie folgert endlich weiter, daß in der Geschichte der Kunst ihr Held noch vor dem Orpheus zu stehen komme, da des erstern Musik nunmehr Weltmusik geworden, während jene des letzteren nur zur Bildung Braziliens ihre wohlthätigen Wirkungen geäußert haben soll. Zum Schlusse endlich erlaubt sie ihre Competenz zur gegenwärtigen Vertheidigung damit zu erweisen, daß sie sagt: Rossini gehöre Italien an, daher sey es Pflicht jeder italischen Frau (io giudico esser dovere d'ogni italiana donna!) nicht zu leiden, daß italische Federn den Ruhm dieses italiänischen Genies antasten oder zu verdunkeln suchen. Nachdem das schöne Geschlecht immer Rossinistisch seyn und bleiben werde, so rath sie endlich die bisher unter den Männern Statt gefundenen unnützen Fänkereyen einmal bezulegen, damit sie die Achtung und Zuneigung der schönen Hälfte nicht ganz verschzerzen mögen.

Der Zeitungschreiber, nicht achtend auf den Bann der römischen Frau, greift in seiner Replik zu den Waffen des Witzes und persistirt vor allem die Unterschrift: la Moglie d'un vostro associato, da nämlich, wie bekannt, die Biblioteca italiana nur das Panegyrikon Rossini's aufnimmt; er sagt: daß er den Trasteveriner-Style (man weiß, daß das Volk tras Tevere in Rom etwas derber ist) der Tochter des Tarpeischen Felsen (figlia della rupe Tarpeja) alsogleich erkannt habe, daß es ihm Vergnügen gemacht zu vernehmen, wie sie hingestreckt auf dem Sopha ihres Gemahls (dimenandosi (!) sulla poltrona del marito) den heroischen Entschluß gefaßt habe, als Närrinn für Rossini (pazza per R.) dessen Vertheidigung zu übernehmen. So prävenirt man, sagt er, die Leser über die Competenz des eigenen Kriteriums. Wahrlich Horaz und Boileau haben diese Regel aufzustellen vergessen. Diese Replik schließt mit der tausend und ersten Bemerkung: daß, obgleich man nicht in Abrede stellen könne, daß Rossini's Opern von einem Pole zum andern Furore machten, der gute Geschmack dennoch vielen Bemerkungen Raum geben müsse. Wozu der unaufhörliche Lärm, die ekeligen Wiederholungen, die Vermischung der Geschlechter und Style? Warum soll Pharaos wie Lindoro singen; die Worte la mia felicità von fünf Personen zwanzigmal so wie die Ideen wiederholt werden? damit könnte doch unmöglich dem guten Geschmacke gehuldigt seyn? Auf diese Art hatten im siebzehnten Jahrhunderte Marini und Achillini von einem Pole zum andern den guten Geschmack verbreitet, und alles umher so verdunkelt, daß man die Schriftsteller des vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, Dante, Petrarca, Poliziani, Ariosto, Tasso, u. s. w. nicht mehr zu lesen geneigt gewesen sey.

Wir wollen diese Prozeß-Acten nicht vermehren, sondern bey den gefährlichen Constellationen unsrer Zeit dem Journalisten zur Vorsicht rathen, eingedenk des Satzes: „Wenn der Widerstand vergebens, unterwirft sich die Weisheit, die Thorheit sträubt sich, die Schwäche klagt, die Niederträchtigkeit schmeichelt, der edle Stolz erträgt und schweigt.“

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.